

*Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre.*¹

Theodor Fontane zum 200sten Geburtstag am 30. Dezember 2019

Geschätzter Herr Fontane (gestatten Sie mir diese persönliche Anrede statt des Ew. Hochwohlgeboren),

nun, ich habe es Ihnen zu gestehen: Zum einen gestaltete sich schon die ausschnittsweise Lektüre hunderter Ihrer Briefe als unerwartet umfangreiches Unterfangen. Zumal in den zahlreichen Sammlungen Dokumente vorgelegt werden, die sich nur bedingt entsprechen, die Fülle stets zunimmt, ein Überblick ohne thematische Register höchst schwierig wird. Zum anderen aber vermochte ich, fasziniert und buchstäblich über Stunden, kaum aufhören weiterzulesen, namentlich in den Zeugnissen der letzten drei Jahrzehnte; ich komme darauf zurück. Und ja, ich stimme der Meinung, nur als *der Mann der langen Briefe*² seien Sie bereits ein bedeutender Schriftsteller, vollkommen zu, so wie Sie selber Ihre Briefe gar als *Manuskripte* bezeichnen³. Herausgeber und Feuilletonisten wollen Ihre Korrespondenz gerne als Briefkunst sehen. Der Grund mag in erhaltenen Entwürfen liegen; vielleicht steht dahinter Ihr Satz, Sie sähen sich *als ein Schriftsteller, d.h. ein Mann, der sein Metier als Kunst betreibt (...), deren Anforderungen er kennt. Das letztere ist das Entscheidende als das Maß seiner Erkenntnis*.⁴ Ich verstehe Ihre Korrespondenz als eigene, gern das Essayistische durchwandernde literarische Form⁵, die im Geist des besten Romans mündet: Man mag «unbedingt» erfahren, was wie geschehen mag, wobei weniger das Weshalb das Vorankommen entscheidet, sondern sich der Wunsch aus der geradezu ausgeklügelten Darstellung voll Esprit selbst ergibt. Dies nachträglich mit dem hugenottischen Erbe der Causerie zu benennen, greift für mich viel zu kurz: Ein reich differenzierter Wortschatz – Sie wenden sich ausdrücklich gegen die *Prinzipisablonen*⁶ – verbindet sich mit analytischer Präzision, beschreibende Einsicht mit unmissverständlicher Wortwahl: *voll richtigem Künstler- und Menschenblick, der sich darin zu erkennen gibt, daß man das Echte und Ewige des Daseins von dem Plunder des lackirt-conventionellen zu unterscheiden weiß*⁷. Somit vermag ich das geflügelte Wort Ihres Nachfolgers Thomas Mann von Ihrem «bezaubernden talent épistolaire» nicht ganz nachzuvollziehen. Denn erstens kommt dieser Ausdruck bei Ihnen selbst mehrfach, ausdrücklich auf die Kernfamilie gemünzt vor⁸, zum anderen erscheint mir das hinzugefügte Adjektiv zwar Plauderton und Humor, nicht aber das Geschliffene, Nachdenkliche, Abwägende im *Aufmerken*⁹ zu umfassen¹⁰.

Dabei wollten Sie keineswegs, wie so mancher Ihrer späteren Kolleg*innen, bereits für die Nachwelt schreiben. Sie notieren präzise an einem bestimmten Tag auf, oft an bestimmtem Ort, vor allem wenden Sie sich betont an eine bestimmte Person. Damit besteht Ihre Korrespondenz unabhängig allgemeiner Inhalte, prinzipieller Aussagen oder konkreter Anliegen aus Momentaufnahmen mit thematischen Schlaglichtern: Sie sind der Beobachter, der sehr bewusst – *Ich will nur, solange ich atme, einfach sagen, wie ich die Dinge ansehe*¹¹ – das Gesehene und Erlebte durch den persönlichen Filter webt. In der mangelnden Neutralität liegt nun die Zeitlosigkeit, ein sich wenigstens in zeitlicher Distanz auflösendes Paradoxon: Im Unterschied zur Belletristik (auch darin sind Sie ja hoher Köhner!) ist die entscheidende Basis der Schilderungen nicht, der Sozietät auf ihren Grund gehen, sondern Ihre Briefe reflektieren Ihre stets gleich bleibende *Independenz über alles. Alles andere ist zuletzt nur Larifari*¹². Das heißt zugleich: *ich gucke mir sie* (die Dinge des Lebens) *an und prüfe sie auf ihre Echtheit*¹³. Sie schreiben keine Memoiren, legen keine interpretierenden Erinnerungen vor; Sie kommentieren für die Adressaten ganz direkt, unmittelbar, stets auf der Höhe – «comme il faut», hätten Sie wohl dazu gesagt oder Ähnliches, jedenfalls als französischen Ausdruck. Dem mag ein generelles Berliner Bildungsgut zugrunde liegen,

gleichwohl findet sich in Ihren Zeilen das *Gallische*¹⁴ gerne und gut platziert, partout als die Stimmung anheizendes Momentum¹⁵.

Angesichts der Fülle musste ich mir überlegen, wie ein Überblick zu gewinnen sei. Ich wählte zwei Strukturen als Katalysator. Naheliegend blieb der Hintergrund Ihrer Biografie, die sich vielfach und vielfältig äußert. Sind die ersten Jahrzehnte erfüllt von Aussagen über Ihre konkreten persönlichen Lebensumstände, gipfelnd in den das Praktisch-Anschauliche in den Vordergrund stellenden, ausführlichen Schilderungen Londons oder der Umstände der Märkischen Wanderungen, so wechselt (für mich) namentlich seit Mitte der 1870er Jahre Ton und Anspruch: Sie befassen sich tiefgreifend mit Ihrer beruflichen Situation. Als ein wesentlicher Auslöser dürfte der, in der von Ihnen intensiv geschilderten Einsicht in Ihre menschlichen Eigenschaften gleichsam erzwungene (zweite) Verzicht auf eine bezahlte Stelle zum Entscheid beigetragen haben, sich im Bewusstsein aller Notwendigkeiten ganz auf das Schreiben zu fokussieren: *Ich bin erst seit dem Unglücksjahre 76 ein wirklicher Schriftsteller geworden; vorher war ich ein beanlagter Mensch, der was schrieb. Das aber ist nicht genug.*¹⁶ Nunmehr sehen Sie sich als *ein(en) Mann, der sein Metier als Kunst betreibt, als eine Kunst, deren Anforderungen er kennt. Das letztere ist das Entscheidende als das Maß seiner Erkenntnis.*¹⁷ Es folgt, sich steigernd – *In Anschauungen bin ich sehr tolerant, aber Kunst ist Kunst*¹⁸ –, eine differenziert-reiche Auseinandersetzung nicht zuletzt mit handwerklichen Stilfragen; ich könnte seitenlang zitieren. Ihr literarisches Vermögen äußert sich im nachdrücklichen Finden einer passend-aussagekräftigen Ausdrucksweise für das Alltägliche wie für grundsätzliche Lebensaspekte. Reich differenzierter Begriffsschatz verbindet sich mit analytischer Präzision, beschreibende Erkenntnis mit unmissverständlicher Wortwahl.

Ein ganz eigenes Unterfangen wäre die Aufzählung all Ihrer Bemerkungen zur Gesellschaft. Es verblüfft, wie aktuell nach 150 Jahren viele Ihrer, seit den späten 1880er Jahren an kritischer Intensität zunehmenden Feststellungen anmuten – häufig zu der auf dem Geld-«Adel» beruhenden Diskrepanz zwischen Eliten und Volk in den Auswirkungen politisch-kultureller Oberflächlichkeit dort und den prägend-realen Lebensnotwendigkeiten hier – mit Rückschlüssen, die heutzutage alle medialen, digitalen Umwälzungen der letzten Zeit nachhaltig zu relativieren scheinen. Mindestens ebenso spannend – weil nunmehr *mit einer bestimmten Lebensaufgabe verheirathet*¹⁹ – erscheint es, Ihre Hinweise auf die Schriftstellerei zusammenzustellen. Sie mögen – *Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück*²⁰ – von Ihren jahrzehntelangen Schauspiel-Kritiken genährt sein, in Ihren Briefen äußern Sie sich ohne Rücksichtnahme. *Ich habe nicht die Frechheit, drauflos zu schreiben, ohne Sorge darum, ob es stimmt oder nicht*²¹. Sie geben Aufschlüsse über Ihr Vorhaben wie *Die Darstellung des kleinen Lebens war mir immer besonders sympathisch; auch jetzt zeigt sich dabei das eigentliche künstlerische Können*²² oder *In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können*²³ oder, andererseits, *Die Weitschweifigkeit aber, die ich übe, hängt doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen.*²⁴ Häufig stöhnen Sie übers Korrekturlesen, denn *Ich gehöre zu den Schriftstellern, die es genau nehmen, sehe alles dreimal durch.*²⁵ Verschiedene gleichzeitig kontaktierte Publikationsorgane (Zeitschriften, Zeitungen, Verlage) gaben ein Übriges dazu. Neuerlich lassen sich bei aller Anständigkeit sezierende Bemerkungen zum Literaturbetrieb in manchem eins zu eins auf die derzeitige Lage übertragen. *Das, was als alltägliches Lesepublikumsfutter dient, steht auf so niedriger Stufe, daß überhaupt gar nicht darüber zu sprechen ist. Die Trivialität in Stoff,*

*Stil, Behandlung ist kolossal.*²⁶ Deziert: *Es gibt freilich eine «rohe Kunst», in dem Sinne von Anfängerkunst ... Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas andres als Massenproduktion.*²⁷ Lyriker*innen aus der Seele gesprochen tönt, als pars pro toto: *die Reimerei, auch die gute, ist immer Aschenbrödel.*²⁸ Ebenfalls höchst modern klingt *Solche Briefe schreiben sich die Leute heute nicht mehr, alles wird im Telegrammstil besorgt. Und dabei bildet man sich noch ein, das sei ein Fortschritt.*²⁹

Als andere Ordnungskategorie stellt sich jene nach Ihren Briefpartnern. Namentlich in den ersten Jahrzehnten stehen die Freunde (wie Witte und Lepel) und die Partner im Literaturklub des «Tunnels unter der Spree» (wie Karl Zöllner) in vorderster Linie. Mit der Zeit reihen sich intensiver Kollegen (wie Storm) und vor allem Publizisten und Verleger (wie Jacobi und Hertz) ein, neben ihnen in allen Belangen die verehrte Stiftsdame Mathilde von Rohr. Zum späten Brieffreund erwuchs Ihnen 1886 der Jurist Georg Friedlaender, Jurist aus verzweigter («mosaischer» Berliner) Familie, mit dem Sie, ihn als ebenbürtig anerkennend, nur umso intensiver, animierend, replizierend, sich über alle zeitlichen und persönlichen Umstände austauschen. Trotz gelegentlich bei Ihnen auftauchender das negative Ondit wiedergebender «Sprüche» (die Sie sogar zum Antisemiten stempeln sollen), pflegten Sie generell ein von Respekt gekennzeichnetes Einvernehmen mit den jüdischen Mitbürgern: *daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die (...) Judenschaft vermittelt wird.*³⁰ Ebenso mehrschichtig ist übrigens Ihr Verhältnis zum Christentum³¹. Entscheidend allerdings blieb Ihnen in fünfzig Ehejahren Ihre Gattin in den langen Phasen monatelanger Trennung eine nie verlorene Gesprächs- und Diskussionspartnerin voll auf Augenhöhe. Sie wussten, Sie besaßen die richtige Frau an Ihrer Seite; besaßen schrieb ich, denn Sie verlangten, stets das Heft in der Hand zu behalten – ungeachtet ihrer, durch Ihr hochsensibel-diskontinuierliches Verhalten hervorgerufenen Existenz-Nöte. Wohl nicht von ungefähr betonten Sie, meist Ihren Kindern gegenüber, umgekehrt den sehr guten Charakter und Willen. Wie auch immer: Sie zeichnen ein hochkomplexes Verhältnis, in dem Emilie zum Spiegel wird, der wahrhaftig Ihr Bild auf Sie zurückwirft. Das gegenseitige Mitteilungsbedürfnis erlischt nie und bleibt, aus Sicht heute üblicher knapper Angaben, im Umfang geradezu ungeheuerlich. Über alles Gesehene, Erlebte, Gelesene wird berichtet, der eigene oft schwächelnde, oft an Depression mahnende Gesundheitszustand nicht ausgespart, über Literatur als Kunst nachgedacht und die Gesellschaft abgehandelt. In und durch Ihrer Gattin Anteil gewannen Sie immer neu die Einschätzung Ihrer selbst, kommen, aus dem ihr gegenüber formulierten Nachdenken gewonnen, sich und nicht zuletzt Ihrem eigentlichen Können – das Ihre Frau mit *Secretair-Diensten*³² namhaft unterstützte – nahe. In ähnlich offener und umfassender Weise äußerten Sie sich grundsätzlich (nur) zur Tochter Martha gen. Mete, sei es über Leben, Literatur – oder eben Mama.

Ein eigenes kaum zu überblickendes Kapitel wären herzustellen Verbindungen, sei es zu den Erfahrungen aus Reisen, Gesprächen, auch der Gefangenschaft 1871, sei es zu den beruflichen Erzeugnissen ungezählter Rezensionen, Kritiken, nicht zuletzt zu Ihren in den Sommermonaten entstehenden Gedichten – aber abgesehen von den verstreuten Hinweisen Ihrerseits ist das dann doch die Aufgabe der Studiosi. Nun, bereits die Editionen Ihrer Briefe füllen als Bibliografie Seiten, auf Tablaren die Bücher halbe Borde, neue, auf bestimmte Partner spezialisierte kommen laufend hinzu. Auch wenn es nicht jedem wie mir als ein kaum vollständig zu hebender Schatz erscheinen mag, eine reiche Fundgrube mit, gäbe es ihn, unübersehbarem Schlagwortkatalog bleibt es allemal. Oft in Seufzern über

Missachtung, skeptisch gegenüber einem im Mittelpunkt-Stehen oder gar Ehrungen, hoffe ich, dass Sie dennoch meinen ebenso respektvollen wie herzlichen Dank für Ihre Korrespondenz entgegennehmen.

Martin Stankowski

¹ so an Georg Friedlaender 12.10.1887

² so an Karl Zöllner 13.7.1881

³ seiner Frau Emilie gegenüber am 15.8.1876

⁴ an Emilie 17.8.1882

⁵ 1872 schreiben Sie am 2.1., obwohl schon ganz in der Arbeit am ersten Roman, an Paul Lindau noch: *Die Form des Essays sagt mir besonders zu.*

⁶ so an den Sohn Theodor 20.6.1882; s. auch an die Tochter Martha (Mete) 25.6.1889: *Es ist damit wie mit allem: eine Norm gibt es nicht.*

⁷ an Karl Zöllner Ende Januar 1876

⁸ sowie, ausdrücklich, ebenfalls an Georg Friedlaender am 7.12.1887 auf diesen selbst bezogen

⁹ an Theodor 11.7.1878: Mete habe die *Gabe des Aufmerkens vom Vater*

¹⁰ an Georg Friedlaender 5.7.1886: *Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung.*

¹¹ an Friedrich Stephany 20.11.1889

¹² an Emilie 28.5.1870

¹³ an Emilie 31.7.1876

¹⁴ etwa an Emilie 30.9.1888.

¹⁵ Nicht nur gehörten die Fontanes der Franz. Kolonie resp. Ref. Gemeinde in Berlin an; Fontane bewies seine guten Sprachkenntnisse spätestens, als er sich in der Gefangenschaft 1870 auf Französisch in den Briefen an seine Frau wendete – die ihrerseits verstand.

¹⁶ an Emilie am 28.4.1882

¹⁷ an Emilie 17.8.1882

¹⁸ an Emilie 12.6.1883

¹⁹ an Mathilde von Rohr 14.11.1874

²⁰ an Georg Friedlaender 5.7.1886

²¹ an Emilie 3.6.1885

²² an Ludovica Hezekiel 19.2.1878, ähnlich an Theodor Wolff 14.5.1890

²³ ebenfalls im Schreiben an Theodor Wolff 14.5.1890

²⁴ an Emilie 8.8.1883

²⁵ an Hermann von Kletke 16.9.1870

²⁶ an Emilie 24.7.1883

²⁷ an Mathilde von Rohr 25.8.1881

²⁸ an den Sohn Friedrich 29.6. 1890

²⁹ an Hermann Wichmann 7.7.1894

³⁰ an Familie Guttman 25.1.1890

³¹ Beispielhaft etwa an Georg Friedlaender 28.2.1892: *Das Bedenkliche am Christentum ist, daß es beständig Dinge fordert, die keiner leisten kann; und wenn es mal einer leistet, dann wird einem erst recht angst und bange, und man kriegt ein Grauen vor einem Sieg, der besser nie erfochten wäre.* Oder an diesen am 13.3. 1896 *Persönlich bin ich ganz unchristlich, aber doch ist dies herrnhutische Christentum ... das einzige, was mich noch interessiert ... Das andre ist alles Blödsinn, ganz besonders aber der Mammonismus, der die niedrigste Form menschlichen Daseins repräsentiert.*

³² so an Mathilde von Rohr 26.4.1874